

Constanze Vollhardt lebt in Sachsen, wo sie auch aufgewachsen ist. Nach ihrem Pädagogik-, Germanistik-, Anglistik- und Amerikanistik-Studium an der Humboldt-Universität zu Berlin lebte und arbeitete sie für einige Zeit in den USA. Mehrere Jahre war sie als Gästeführerin im Schloss Rochlitz in Sachsen tätig. Heute arbeitet sie als freie Autorin und im Tourismus-Bereich, unter anderem führt sie als Reiseleiterin Gästegruppen durch Europa und begleitet Reisen auf andere Kontinente.

CONSTANZE VOLLHARDT

Dresdner Fürstenfluch

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind, bis auf die historisch belegten Ereignisse und Persönlichkeiten, frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für
Juliane und Johanna,
Irmgard und Christian,
in Liebe und Dankbarkeit

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/united_lenses
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Christine Derrer
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-490-8
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*EIN
FÜRSTENSTAMM,
DESS HELDENLAUF
REICHT BIS
ZU UNSERN TAGEN,
IN GRAUER VORZEIT
GING ER AUF
MIT UNSRES VOLKES
SAGEN.*

Motto am Anfang des Dresdner Fürstenzuges

Sonntag, 19. April, Nacht

Zwickauer Mulde, Wechselburg

Wie schon seit Tausenden von Jahren umspülten die Wasser der Zwickauer Mulde große und kleine Gesteinsbrocken, die wahllos verstreut in ihrem ewigen Bett ruhten. Der Fluss suchte sich plätschernd und schäumend seinen Weg, zerschnitt dabei Wiesen, Felder und Wälder. Ein Fisch schnappte nach einem gelben Klumpen, der an der Oberfläche schwamm und mit den Wellen schaukelte. Der Klumpen wurde kurz in die Tiefe gezogen, kam aber bald wieder zum Vorschein und folgte dem ewigen Lauf des Wassers. In ein paar Stunden würde er an den spitzen Türmen des Rochlitzer Schlosses vorbeitreiben und auf Nimmerwiedersehen in Richtung Colditz verschwinden.

Wenige Stunden zuvor

Kneipe, Dresden-Neustadt

Die Eingangstür fiel ins Schloss. Stickige Luft kroch mir in die Nase, und ich fand mich in einer schummrigen Kneipe wieder, deren Deckenlampen kaum den Tresen erhellten. Der Wirt des Lokals, ein hagerer Typ mit Halbglatze, beugte sich nach vorn und wischte mit einem Geschirrtuch die Holzplatte vor sich ab. Hierhin war mein Darsteller vor einer halben Stunde gewankt, ein wunderbar fetter Kerl. Ich kniff die Augen zusammen. Anscheinend hatte seit Tagen niemand ein Fenster geöffnet. Doch für mich schmeckte die verbrauchte Luft nach Verheißung. Allmählich lösten sich zwei Gestalten aus dem Grau. Die beiden Männer trugen Jeans, hingen am Tresen und starrten in ihre Biergläser.

Ich ging an ihnen vorbei, beachtete sie kaum. Ganz hinten, in der dunkelsten Ecke, hockte er. Endlich. Sein schwerer Bauch

wölbte sich und füllte das karierte Hemd zum Zerreißen aus. Die Wampe ruhte auf den Oberschenkeln. Zwischen seinen Ellenbogen, die auf dem Tresen lagen und den schweren Körper in der Aufrechten hielten, hingen schmutzige Haarsträhnen. Seine Augen hielt er geschlossen. Der Geruch von Schweiß und altem Bier kroch mir in die Nase. Ich schluckte. Mein Plan war verrückt, aber das machte nichts. Alle großen Künstler waren verrückt. Ich schwang mich auf den Barhocker neben ihm.

Der Wirt hatte uns den Rücken zugekehrt und polierte jetzt Gläser. Ich beobachtete ihn eine Weile, seine türkis schimmernde Weste zuckte im Takt der Musik.

»Zwei Bier«, rief ich schließlich hinüber. Als die Getränke vor mir standen, schob ich ein Glas zu dem karierten Hemd hinüber. »Hier, für dich.«

Der dicke Kerl hob langsam den Kopf. Sein halb geöffneter Mund entblöbte ein paar gelbe Zähne, die beiden vorderen fehlten ganz. »Lass mich in Ruhe«, spuckte er mir die Worte ins Gesicht. Ein Speicheltropfen flutschte durch die Zahnücke und klatschte mir an den Hals. Ich zuckte, wischte den Tropfen mit meinem Ärmel ab.

Dann klopfte ich ihm auf die Schulter. »He, es gibt was zu feiern«, strahlte ich übers ganze Gesicht.

Der Fettwanst reagierte nicht.

»Ich hab heute eine Prüfung bestanden«, log ich. »Los, wir trinken einen drauf. Du bist eingeladen.«

»Hau ab«, knurrte er, schielte aber schon nach dem frischen Bier.

»Sei doch kein Spielverderber.« Lächelnd schob ich das Glas noch ein Stück weiter in seine Richtung.

Endlich griff er nach dem Bier, balancierte es ein paar Zentimeter nach oben und prostete mir zu. Seine Augen trännten, und hinter den halb geschlossenen Lidern erahnte ich den leblosen schwarzen Abgrund seines vergammelten Daseins.

»Klar«, nuschelte er, »das muss begossen werden.« Er krümmte sich noch weiter zusammen, spitzte die Lippen und schlürfte am saftigen Schaum des Getränks. Dann neigte er das Glas und spülte einen großen Schluck hinunter.

Ich lächelte und spürte, wie mir ein Tropfen Schweiß den Rücken hinunterrann.

Sonntag, 19. April, Nacht *Zwickauer Mulde, Wechselburg*

Nur ein paar Stunden später lag der Fettwanst in Wechselburg am Ufer der Zwickauer Mulde. Sein letzter Atemzug entwich als schwerer Seufzer. Ich beugte mich über den Sterbenden und horchte. Der Kerl gab keinen Mucks mehr von sich, nur das gurgelnde Platschen und Schäumen des Flusses war jetzt noch zu hören.

Beim Aufknöpfen des zu knapp sitzenden Hemdes flogen sämtliche Knöpfe ab, die wegen der Spannung einfach nicht mehr halten wollten. Den Anblick seiner entblöbten Brust konnte ich kaum ertragen. Die Haut schimmerte bleich unter einem Gewirrkrauser Haare hervor. Ekelhaft. Ich wandte mich ab.

»Es muss sein«, flüsterte ich, während meine Hand nach dem Skalpell tastete, das in der Seitentasche meines Rucksacks steckte. Zitternd suchte die Spitze der Klinge eine geeignete Stelle am Bauch des Toten. Ich sah nach oben und erkannte den Großen Wagen am nächtlichen Himmel, als die Schneide ihr zerstörerisches Werk begann. Ich war ein Unbeteiligter, während das Skalpell scheinbar zufällig in meiner klammen Hand verharrte und sich eine Schneise durch das Bauchfett grub. Das Geräusch, das die Klinge dabei verursachte, erinnerte mich an das Zerteilen von Koteletts. Blut ergoss sich entlang der Linie, die das Messer schon zurückgelegt hatte, ein schwarzes glänzendes Rinnsal, das abwärts rann und unter dem Dicken verschwand.

Erst als die Klinge ihre Arbeit getan hatte, kehrte mein Bewusstsein zurück. Das Fett lag in Stücken neben der Leiche im Gras, blutverschmierte gelbe Klumpen. Mir wurde übel, und augenblicklich begann ich zu würgen. Wie hatte ich nur annehmen können, dass das alles Spaß machen würde?

»Jetzt bloß nicht kotzen«, betete ich.

Ich überwand meinen Ekel und hob die abgetrennten Hautlappen auf, trug sie hinüber zur Brücke. Die Masse in meinen Händen zitterte bei jedem Schritt. Über dem Fluss lehnte ich mich gegen das Geländer der Brücke und spürte seine stählerne Kälte an meinem Bauch. Ich beugte mich weit nach vorn, hielt die Luft an, schloss die Augen und öffnete meine Hände. Unter mir klatschte und spritzte es. Unmittelbar fühlte ich tiefe Erleichterung. Die Fische würden ihre Arbeit tun.

Am liebsten wäre ich sofort in meinen Wagen gesprungen und davongefahren. Aber dafür war es zu früh. Ich wollte mein Werk jetzt vollenden. Nein. Ich musste es vollenden. Nur deswegen war ich überhaupt hierhergefahren und hatte all diese widerlichen Vorbereitungen getroffen.

Ich lauschte in die Dunkelheit. Das Wasser im Fluss plätscherte, hin und wieder schrie ein Nachtvogel. Die Stille war tröstlich im Angesicht meiner nächsten Aufgaben.

Ich ging zum Wagen und nahm den Karton mit den Kleidungsstücken des Herolds heraus. Dann zog ich an den Armen meines Darstellers, um ihm das bordeauxfarbene Unterkleid überzustreifen. Immer wieder glitt er mir aus den Händen, der Kerl war schwerer als zehn Säcke Kartoffeln. Mein Rücken schmerzte. Schnaufend und schwitzend ließ ich nach einer Weile von ihm ab. So kam ich nicht weiter.

Um meine Generalprobe nicht abbrechen zu müssen, verzichtete ich schließlich auf das Ankleiden, breitete stattdessen nur sorgfältig das Unterkleid über meinem Darsteller aus. Darüber warf ich den Umhang, den Spitzhut stülpte ich auf seinen Kopf. In die linke Hand bekam er einen Stab und den Schild eines Bannerträgers, darunter schob ich ein Schwert. Als ich fertig war, zierte ein Bildband der Wechselburger Basilika seine Brust.

Ich zögerte. Sollten seine Augen offen bleiben, oder musste ich sie zudrücken? Darüber hatte ich nie nachgedacht.

Schließlich ließ ich meinen Herold weiter in den Himmel starren, der Große Wagen spiegelte sich in seinen leeren Pupillen.

Zufrieden stieg ich in mein Fahrzeug. Auf der Autobahn schaltete ich das Radio ein und sang bei einem Schlager mit. Dabei dachte ich an schunkelnde Rentner hinter rot-weiß karierten

Tischdecken, wie sie sich im Takt der Musik ausgelassen auf die Schenkel klopfen. Auch mein Publikum würde begeistert sein. Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich war wieder das Kind, das vor der Weihnachtsbescherung durchs Schlüsselloch schaute.

Montag, 20. April, früher Morgen

Zwickauer Mulde, Wechselburg

Über den Baumkronen lag noch der Dunst des sehr frühen Morgens. Verschlafen, aber mächtig ragte das Wechselburger Schloss in die Höhe und herrschte über das Ostufer des Flusses, so wie einst das Grafengeschlecht zu Schönburg über seine Ländereien.

Annerose Lange stand am anderen Ufer. Ihr rostroter Anorak mit den abgewetzten Ärmeln passte zum faden Grau dieses Morgens. Vor ihr lag ein dicker Mann, ausgestreckt auf dem Rasen unter einem seltsam verzierten Umhang. Er starrte teilnahmslos in den Himmel, auf dem Kopf saß ein spitzer Hut. Sein Blut hatte das Gras schmutzig braun verfärbt.

Sie war um diese Zeit noch allein unterwegs. Als sie kurz vor Altschillen die Muldenbrücke überquert hatte, war ihr etwas Buntes hinter dem Ratsherrendenkmal aufgefallen. Und jetzt stand sie hier, mutterseelenallein. Sie befürchtete, den Halt zu verlieren. Annerose Lange eilte den kleinen Abhang hinunter zu ihrem Wagen. Der Rasen war noch feucht vom Tau. Kurz vor dem Halt rutschte sie aus und stürzte fast, sie ruderte mit den Armen und konnte damit Schlimmeres verhindern. Am Auto angekommen, öffnete sie die unverschlossene Beifahrertür und tastete nach dem Handy, das irgendwo im Handschuhfach liegen musste.

»Guten Morgen, Annerose. Wie immer früh auf den Beinen.«

Erschrocken riss sie den Kopf nach oben und stieß sich am Türrahmen, das Handy fiel unter den Beifahrersitz. Sie rieb sich die schmerzende Stelle und schaute in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war.

»Ach, Helmut.«

»Du bist ja ganz außer Atem. Was ist denn los?«

»Mein Handy. Verdammt, wo ist es denn jetzt wieder?« Sie bückte sich tief in ihren Wagen hinein und tastete den Fußbereich vor dem Sitz ab.

»Ist etwas passiert?«, fragte der grauhaarige alte Herr. Er trug einen beigefarbenen Mantel, und seinen Kopf bedeckte ein etwas aus der Mode gekommener Hut mit schmaler Krempe.

Annerose Lange richtete sich stöhnend auf und deutete auf das Ratsherrendenkmal. »Da liegt einer, ich wollte einen Arzt rufen.«

»Was, ein Betrunkener?«

»Ich glaube, der ist verletzt.«

»Ach was, der ist bloß besoffen.« Helmut Wagner kannte das schon. Am anderen Ufer der Mulde stand die Brückenschänke. Nicht jeder Gast fand den Weg ins eigene Bett. Helmut Wagner ging beherzt hinüber zum Denkmal. Unvermittelt blieb er stehen. Weil ihm schwindlig wurde, musste er sich am Oberschenkel eines der Ratsherren abstützen. »Annerose, da ist ja überall Blut«, keuchte er.

Annerose Lange nickte nur. »Ja, ich habe dir doch gesagt, dass der verletzt ist, vielleicht ein Unfall.«

Helmut Wagner hatte den Krieg noch erlebt und schon einige Leichen in seinem Leben gesehen, und das war eindeutig eine weitere. Er zögerte nicht und beugte sich schnaufend nach unten, so weit es die Arthritis in seinen Gelenken zuließ. Vorsichtig hob er die Kleidungsstücke an, die den Mann bedeckten. Als der Stoff den Blick auf den Leichnam freigab, richtete er sich schnell auf, wobei ihm schon wieder schwindlig wurde. Er taumelte ein paar Schritte zurück und schüttelte den Kopf.

»Da ist ja alles weg«, presste er hervor.

»Was ist weg?«, rief Annerose Lange aus sicherer Entfernung.

»Ach, nichts, wir müssen die Polizei rufen.«

»Warum die Polizei? Ein Arzt muss her, der muss die Blutung stoppen.«

Helmut Wagner war blass um die Nase. »Dafür ist es zu spät. Der Mann ist tot.«

»Wirklich? Woher weißt du das?«

»Das sieht man doch«, sagte Helmut Wagner.

Annerose Lange bückte sich erneut in ihren Wagen und fand endlich das Handy.

Wenig später fuhren zwei Rochlitzer Polizisten in einem Streifenwagen vor und sperrten den Bereich mit rot-weißen Kunststoffbändern ab. Sie nahmen die Personalien von Annerose Lange und Helmut Wagner auf und baten sie, auf die Ankunft der Kollegen aus Chemnitz zu warten.

Eine Stunde lang geschah nichts. Dann aber ging alles sehr schnell. Mehrere Fahrzeuge stoppten in der Nähe des Denkmals. Ein Trupp weiß gekleideter Männer sprang aus einem Kleinbus. Die Beamten sicherten Spuren, rammten Schildchen in den Boden und machten unzählige Fotos. Ein Rechtsmediziner untersuchte das Opfer.

Als Carola Mertens am Tatort ankam, sah sie sich zuerst den Toten an, dann stöckelte sie in Pfenningabsatzschuhen auf die beiden Einheimischen zu. Dabei knickte sie mehrfach um, weil ihr Schuhwerk im weichen Boden versank. Carola trug eine rote Jacke und enge Jeans, ihr rehbraunes Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Carola Mertens, Kriminalpolizei«, stellte sie sich vor. »Haben Sie die Leiche entdeckt?«

Helmut Wagner nickte und hob seinen Hut ein Stück nach oben, sodass für kurze Zeit sein kahler Kopf über dem grauen Haarkranz zum Vorschein kam. »Eigentlich Frau Lange«, antwortete er und blickte dabei seine Nachbarin an.

»Um wie viel Uhr war das denn?«

»Es muss kurz nach vier gewesen sein«, erklärte Annerose Lange, »ich bin immer um diese Zeit in Wechselburg fertig und fahre dann weiter nach Altschillen.«

»Womit sind Sie in Wechselburg fertig?«

»Ich trage Zeitungen aus.«

»Aha, und wann waren Sie hier?«, fragte Carola Helmut Wagner.

Er räusperte sich. »Nur Minuten später, denke ich?« Fragend schaute er wieder zu Annerose Lange hinüber.

»Ist Ihnen denn irgendetwas aufgefallen heute Morgen, etwas, das anders war als sonst?«

»Nein, alles war wie immer.«

Annerose Lange ergänzte leise: »Bis auf den Mann da drüben.«

»Natürlich. Warum sind Sie eigentlich schon so früh hier draußen?«, wandte sich Carola erneut an Helmut Wagner.

»Meine Frau schläft gern länger, jetzt als Rentner können wir das ja«, er schmunzelte, »aber ich bin immer schon sehr früh wach, dann wälze ich mich nicht mehr im Bett herum, sondern gehe spazieren, genieße die Stille am Morgen und trainiere meine widerspenstigen Gelenke.«

»Kennen Sie den Toten?«, fragte Carola.

Beide Zeugen schüttelten entschieden den Kopf.

Helmut Wagner antwortete: »Nein, der wohnt nicht in unserer Gegend, wir kennen uns hier alle.«

Carola hob die Augenbrauen. »Ist das so?« Jetzt sah sie Annerose Lange an.

Die Angesprochene hob die Arme und bestätigte: »Ja, ja. Der ist nicht von hier. Fremde fallen sofort auf, und der dort«, sie zeigte Richtung Ratsherrendenkmal, »ist eindeutig fremd hier.« Annerose Lange trat unruhig von einem Bein aufs andere, ihre rechte Hand steckte in der Seitentasche des rostroten Anoraks und tastete nach dem Autoschlüssel.

»Haben die Kollegen schon Ihre Personalien aufgenommen?«, fragte Carola.

»Ja, ja, Adresse, Telefonnummer und alles.« Sie nickte eifrig.

»Gut, dann sehen wir uns später.«

Dankbar verabschiedete sich Annerose Lange und eilte zu ihrem Wagen.

Carola wollte sich schon abwenden, als Helmut Wagner sich räusperte und sagte: »Vielleicht hat es ja nichts zu bedeuten, aber mir ist da etwas aufgefallen.«

Sie blieb stehen. »Ja, was denn?«

»So, wie der Mann da liegt, erinnert er mich an Dedo in der Basilika.«

»Wie bitte?«

»Na Dedo, der Graf von Groitzsch und Rochlitz.«

Carola stützte ihre linke Hand in die Hüfte und wippte mit einem Fuß, der dünne Absatz steckte im weichen Rasen. Sie überlegte. »Kenne ich nicht. Wer soll das sein?«

»Hier im Ort gibt es die berühmte Basilika, eine romanische Kirche. Der Stifter war Graf Dedo, und der liegt mit seiner Frau da drin.«

»Aha?«

»Es gibt eine Grabplatte aus Rochlitzer Porphyrt, eine Tumba, auf der die Eheleute in Stein gehauen ruhen. Der Graf jedenfalls liegt genauso da wie der da drüben.«

»Was meinen Sie genau?«

»Also, in der einen Hand hat Dedo Zepter, Schwert und Schild, in der anderen hält er ein kleines Modell der Basilika, als Symbol sozusagen.«

»Sie sagten aus Porphyrt, ist das ein spezieller Stein?«

»Er wird auch der Sächsische Marmor genannt.« Helmut Wagner streckte den Arm aus und deutete auf einen dunkelgrün bewaldeten Hügel. »Dort drüben wird er abgebaut. Er ist rot und nur hier zu finden. Das war mal ein Vulkan, und die Asche ist erkaltet, daraus wurde der Porphyrt. Sie können den Stein überall in unserer Gegend finden. Hier zum Beispiel, die Ratsherren enthalten auch Rochlitzer Porphyrt.« Helmut Wagner zeigte auf das Denkmal, neben dem die Leiche lag.

Carola betrachtete die sitzenden Figuren, die ihr etwas unförmig vorkamen. »Wissen Sie vielleicht auch, was diese beiden hier bedeuten?«

»Die haben aber nichts mit Dedo zu tun«, sagte Helmut Wagner. »Früher hieß der Ort Zschillen, die Ländereien gehörten den Wettiner Fürsten. Moritz von Sachsen tauschte die Gebiete und die Stadt gegen andere in der Sächsischen Schweiz. Die neuen Eigentümer waren die Grafen zu Schönburg. Daher der Name Wechselburg, Sie verstehen? Die beiden Ratsherren tragen jeder eine symbolische Burg auf dem Schoß, die sie miteinander tauschen.«

Carola musste sich eingestehen, dass sie absolut keinen Schimmer von sächsischer Geschichte hatte. Sie kannte weder diesen Dedo noch einen Moritz von Sachsen. Das konnte ja heiter

werden. Wenn ihr Mörder ein Geschichtsfanatiker war, dann musste sie sich in diese ganzen Dinge einarbeiten. Sie atmete tief ein.

»Ach, Herr Wagner, haben Sie vielleicht noch etwas Zeit?«

»Na ja, ich hatte noch kein Frühstück, aber wenn ich helfen kann.«

»Ja, das können Sie sicher. Zeigen Sie mir bitte diesen Dedo in der Kirche?«

»Wie, jetzt gleich?«

Carola nickte.

»Gut, wir müssen über die Brücke in die Stadt gehen.«

»Nein, wir fahren.« Sie bat Helmut Wagner um einen Moment Geduld und ging zu zwei uniformierten Beamten. »Ich muss kurz mit einem Zeugen weg, bitte klappern Sie inzwischen die umliegenden Häuser ab, vielleicht hat jemand heute Nacht etwas bemerkt.«

Der jüngere der angesprochenen Polizisten grüßte zackig.

»Geht klar, machen wir sofort.«

Carola dankte mit einem Lächeln.

Sie führen in Carolas dunkelblauem Kombi in die Stadt und passierten den verschlafenen Marktplatz, hinter dem der Klosterhof lag. Helmut Wagner öffnete die schwere Eingangstür der Basilika, ein kühler Lufthauch strömte ihnen entgegen. Er nahm seinen Hut ab und führte Carola zur Grabplatte Dedos. Ihre Absätze hallten in dem hohen Gemäuer wider, dessen Kreuzgewölbe von mächtigen Porphyrfeltern getragen wurde. Ein Mönch in schwarzer Kutte, der im Gestühl saß, schaute auf und bedachte sie mit einem finsternen Blick. Offenbar fühlte er sich in seiner Morgenandacht gestört.

Der alte Herr hat recht, dachte Carola, während sie staunend die Tumba umrundete. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen. Vor ihr lag, neben seiner Gemahlin, das steinerne Abbild des Toten vom Muldeufer, nur um einiges schlanker. Der steinerne Dedo hielt in der rechten Hand das Symbol einer Kirche, ihr Toter von heute Morgen einen Bildband mit der Wechselburger Basilika auf dem Buchdeckel. Die linke Körperhälfte des Steinernen

verdeckten ein Schwert, ein Schild und ein langer Stab. Ihrem Toten hatte jemand einen ähnlichen Stab und einen Schild unter den linken Arm geklemmt, darunter ein Schwert geschoben.

»Tatsächlich«, sagte sie und wandte sich an Helmut Wagner, »können Sie mir vielleicht auch sagen, wann dieser Dedo gelebt hat?«

Er zog die Mundwinkel nach unten. »So genau weiß ich das nicht, aber mehr als achthundert Jahre wird es schon her sein.«

»Wer könnte denn diesen Dedo heute noch so abgrundtief hassen, dass er dafür einen Mord begeht?«, überlegte sie laut.

Helmut Wagner schaute sie nachdenklich an.

»Kennen Sie jemanden, der mit Graf Dedo oder seinen Nachfahren noch ein Hühnchen zu rupfen hat?«, fragte Carola.

Er kratzte sich am Kopf. »Nachfahren gibt es keine mehr, soweit ich weiß. Möglicherweise hat es mit dem Kloster und den Mönchen zu tun.«

»Inwiefern?«, fragte Carola.

»Keine Ahnung, war nur so ein Gedanke.« Helmut Wagner räusperte sich. »Entschuldigen Sie, aber meine Frau wartet mit dem Kaffee.«

»Na dann, vielen Dank.« Carola drückte ihm ihre Visitenkarte in die Hand. »Wenn Ihnen noch etwas einfällt.«

Er steckte die Karte in seine Manteltasche, nickte zum Abschied und huschte durch die schwere Pforte der Kirche nach draußen.

Carola trat ebenfalls ins Freie, rief ihre Kollegen an und bat sie, später noch ein paar Fotos von der Grabplatte zu machen. Sie ging zurück ins Kirchenschiff und näherte sich dem Mönch, der immer noch an seinem Platz saß. Sie hüstelte, der Geistliche sah sie an, jetzt lächelte er.

»Darf ich Sie etwas fragen?«, flüsterte Carola im Angesicht der Heiligenstatuen, die auf sie herabschauten.

Der Mönch rutschte auf der Holzbank näher zu ihr heran und nickte freundlich. Er war nur wenig älter als dreißig Jahre, doch sein Haar begann sich über der Stirn schon zu lichten.

Carola nahm Platz und zeigte ihm ihren Dienstausweis.

»Kriminalpolizei?«, fragte der Geistliche, er schien nicht wirklich erstaunt über ihren Besuch zu sein.

Sie nickte.

»Ich bin Pater Michael, was wollen Sie wissen?«

»Wir haben einen unnatürlichen Todesfall, deshalb bin ich hier.«

Der Mönch musterte die Rückenlehne der Kirchenbank vor sich. Schließlich sah er Carola an und fragte leise: »Wer ist tot?« Seine Augen wirkten matt, als wenn sich eine feine Eisschicht über das einstmals strahlende Blau gezogen hätte.

»Das wissen wir noch nicht. Es gibt Hinweise auf eine Verbindung zum Stifterpaar dieser Kirche.« Carola hob den Kopf und nickte in Richtung des prachtvollen Lettners, hinter dem sich die Tumba befand.

»Zu Dedo und seiner Frau?« Pater Michael zog die Augenbrauen nach oben.

»Ja. Deshalb bin ich hier. Können Sie sich vorstellen, dass jemand etwas gegen das Kloster oder gegen Sie als Mönche hat?«

Pater Michael zog die Luft hörbar ein. »Wir sind beliebt hier.«

»Wirklich bei allen?«

»Ich denke schon.« Er starrte auf seine Schuhspitzen, die auf einem schmalen Fußbrett ruhten.

»Ihr Kloster ist katholisch?«

»Ja. Wir sind Benediktiner, übrigens heute der älteste Orden in der katholischen Kirche.«

»Die meisten Menschen hier in der Gegend sind aber evangelisch«, sagte Carola, »vielleicht gibt es da ja Unstimmigkeiten, so in Glaubensfragen, meine ich.«

Pater Michael dachte nach. »Wir haben regelmäßig Kinderfeste und auch andere Veranstaltungen mit Einheimischen hier bei uns. Niemals ist mir dabei etwas aufgefallen, das Ihre Vermutung bestätigen würde. Niemals.« Er schlug mit der flachen Hand auf ein Buch, das er schon die ganze Zeit auf dem Schoß liegen hatte.

»Ja, ja«, beeilte sich Carola zu sagen, »vielleicht können Sie mir zu Dedo und seiner Frau mehr erzählen. Gibt es da etwas, das Ihnen merkwürdig oder ungewöhnlich vorkommt?«

Pater Michael schwieg eine Weile, dann sagte er: »Ich habe mich immer schon gefragt, warum unser Dedo dort hinten so schlank ist. In den Überlieferungen wird er als fettleibig beschrieben, er trug sogar den Beinamen der Feiste.«

»Und? Haben Sie eine Antwort auf diese Frage gefunden?«

»Nicht wirklich. Ich vermute, der Steinmetz wollte unseren Dedo in einem besseren Licht für die Nachwelt erscheinen lassen.«

Carola erhob sich und reichte Pater Michael die Hand. Der nickte zum Abschied, dann öffnete er das Buch auf seinem Schoß, um darin zu lesen.

Carola fuhr zurück zum Fundort, wo gerade ein Blechsarg in ein graues Fahrzeug geschoben wurde. Thomas Scholz war also fertig. Sie ging zu ihm hinüber. Er saß auf dem Fahrersitz seines Wagens, die Tür stand offen. Auf den Knien hielt Scholz ein Klemmbrett, auf dem er etwas notierte. Der Rechtsmediziner war etwa vierzig Jahre alt, trug sein dunkles Haar kurz geschnitten, an den Schläfen zeigten sich graue Stellen. Thomas Scholz schrieb schnell und kritzelte neben die Wörter kleine Skizzen.

»Und, kannst du mir schon etwas sagen?«, fragte sie ihn.

Thomas Scholz schaute Carola über den Rand seiner Lesebrille an und zog die Stirn in Falten. »Du weißt ja. Genaues wissen wir erst nach der Obduktion. Nur so viel, der Mann hat eine große Menge Blut verloren, ob das auch die Todesursache war, kann ich noch nicht sagen.«

»Aber den Todeszeitpunkt kannst du mir schon verraten?«

Thomas Scholz kratzte sich am Kopf. »Ich schätze, irgendwann zwischen Mitternacht und heute Morgen.« Er nickte kurz und konzentrierte sich wieder auf seine Aufzeichnungen.

Carola wurde hier nicht mehr gebraucht. Sie ging über die Wiese zurück zum Wagen und blieb mit ihren Absätzen mehrfach stecken. Am Auto angekommen, bückte sie sich. »Dieses blöde Kraut«, schimpfte sie und zog mehrere saftige Löwenzahnblätter von ihren Absätzen herunter, die sie unterwegs aufgespießt hatte.

Einer der Rochlitzer Polizisten grinste frech zu ihr herüber. Carola grinste zurück und hüpfte in ihr Auto.

Dienstag, 21. April, früher Nachmittag

Kommissariat, Chemnitz

Carola saß an ihrem Schreibtisch und studierte die Wechselburger Tatortfotos. Seit gestern forschten sie nach der Herkunft der altertümlichen Verkleidung des Toten. Bisher hatten sie nicht die kleinste Spur.

Alle Kostümverleiher und jedes Theater im Regierungsbezirk Chemnitz waren gefragt worden. Nichts. Niemand schien den burgunderfarbenen Umhang mit Borte, den dazu passenden spitzen Hut mit weißer Krempe und das bordeauxrote Unterkleid mit dem Wappen auf der Brust, das einen schwarzen Löwen zeigte, zu vermissen.

Carola griff zum Telefon. In der Kantine hatte eine Bereitschaftskollegin über historische Kostüme auf Schloss Rochsburg berichtet und dass dieses schöne alte Schloss ganz in der Nähe des Städtchens Wechselburg liege. Also wählte Carola die Nummer und erfuhr, dass Schloss Rochsburg eine Ausstellung mit zahlreichen historischen Kostümen beherbergte. Nein, glücklicherweise werde keines vermisst, und ein solches, wie Carola es beschrieben habe, besäßen sie überhaupt nicht.

Mit einem Seufzer legte sie auf und rief stattdessen in der Rechtsmedizin an.

Thomas Scholz war selbst am Apparat. »Grüß dich, Carola. Wir sind fast fertig, den Bericht bekommt ihr heute noch.«

»Und, was kannst du schon sagen?«

»Dass der Täter eine ziemliche Schweinerei angerichtet hat.«

»Aha?«

»Der hat dem Opfer das Fettgewebe an Bauch und Hüften großflächig abgeschnitten.«

»Warum denn das?«

»Woher soll ich das wissen? Jedenfalls hat er eine sehr scharfe Klinge benutzt, wahrscheinlich ein Skalpell. Aber Ahnung hatte der keine. Die Schnitte sind sehr unsauber und dilettantisch ausgeführt worden.«

»Heißt das, der Täter ist vermutlich kein Chirurg oder Fleischer?«

»Das könnte das heißen, ja. Aber Genaues weiß ich auch nicht. Ich sage dir bloß, was wir bisher festgestellt haben.«

»Ist er daran gestorben, weil ihm das Fett rausgeschnitten wurde?«

»Nein, der Mann war vorher schon tot. Wir haben im Blut ein starkes Schlafmittel gefunden, er hat ziemlich schnell nach der Einnahme das Bewusstsein verloren und ist nicht wieder aufgewacht, so wie wenn einer Schlaftabletten schluckt, um sich umzubringen.«

»Meinst du, er hat das Zeug freiwillig genommen?«

»Möglich. Er hatte außerdem eine extrem hohe Alkoholkonzentration im Blut. Trotzdem muss ja mindestens eine weitere Person ihre Hand im Spiel gehabt haben, sonst wäre ihm sein Bauchfett nicht abhandengekommen.«

»Du bist geschmacklos, Thomas.«

»Nicht mehr als du«, lachte er.

Carola hatte jetzt keine Lust auf diese Scherze. »Wir haben ihn noch nicht identifiziert und brauchen ein gutes Foto von seinem Gesicht«, sagte sie.

»Na ja, er ist nicht gerade eine gepflegte Erscheinung, er wirkt geradezu verwahrlost.«

»Hm«, brummte Carola, »vermutlich lebte er allein, wenn er überhaupt eine Bleibe hatte.«

Thomas Scholz erwiderte nichts darauf.

»Also gut«, beendete Carola das Schweigen in der Leitung. »Hattest du schon einmal so einen Fall, ich meine das mit dem abgeschnittenen Fett?«

»Noch nie.«

»Vielleicht hasst unser Täter dicke oder fette Menschen?«

»Ja, oder er selbst hat ein Gewichtsproblem und wollte probieren, ob man es überleben kann, wenn man sich das lästige Fett einfach abschneidet«, meinte Thomas Scholz sarkastisch.

»Also weißt du ...« Carola bedankte sich und legte auf.

Sie dachte über den Toten nach. Er war stark übergewichtig, sein Haar wirkte ungepflegt, rasiert hatte er sich schon ein paar Tage nicht mehr. Hände und Fingernägel zeigten schwarze Ränder, einige Zähne waren ihm ausgefallen. Im Blut hatten sie eine hohe

Konzentration Alkohol festgestellt, vielleicht war er Alkoholiker. Der Mann tat Carola leid, so ein Ende wünschte man keinem.

Es klopfte an der Tür, ein uniformierter Beamter brachte ihr den Bericht, und sie erfuhr, dass die Kollegen vor Ort bis zum Abend alle Bewohner der wenigen Häuser in der Nähe des Tatortes von Wechselburg befragt hatten. Niemandem war während der Nacht und des frühen Morgens etwas Ungewöhnliches aufgefallen.

Sonntag, 3. Mai, Abend

Nowa Karczma, Polen

Das Dorf kam in Sicht. Ein rot-weiß gestreifter Sendemast grüßte schon von Weitem. An einer verlassenen Bushaltestelle bog ich links ab und verließ die Fernstraße, die in südöstlicher Richtung weiter ins Landesinnere führte.

Der Transporter holperte die unbefestigte Fahrspur entlang, die gesäumt war von saftigen Wiesen und Buschwerk. Nach einigen hundert Metern musste ich anhalten, weil ein blau gestrichenes Tor den Weg versperrte. Dahinter lag die Bodenstation des Sendemastes in sonntäglicher Ruhe, von deren Dach aus mehrere Satellitenschüsseln den Himmel abhorchten. Der Bereich vor dem Tor war durch Gebüsch vor neugierigen Blicken geschützt.

Eigentlich ein ideales Plätzchen, um einen Organspender zu finden, dachte ich, während ich aus meinem Fahrzeug stieg. Ratlos blickte ich mich um, kein Mensch weit und breit. Wahrscheinlich musste ich weiterfahren, weitersuchen. Zuvor wollte ich mir die Füße vertreten und stieg eine kleine Böschung hinab. Ein surrender Elektrodraht versperrte mir den Weg. In der Nähe graste eine Kuh. Ich roch das frische Gras und blieb für eine Weile stehen.

Vielleicht spielt es gar keine Rolle, wenn das Herz nicht von einem Menschen stammt, überlegte ich.

Dann stieg ich über den Elektrozaun, ohne ihn zu berühren, und stapfte durchs hohe Gras. Als das Gebüsch hinter mir lag, konnte ich zwei weitere Kühe ausmachen. Sie glotzten mich an, standen reglos im dichten Grün. Ein Speichelfaden am Maul der

einen zog sich glitzernd in der Sonne nach unten. Die Kuh schien es nicht zu kümmern.

Unter meinem Arbeitsanzug trug ich einen Maleroverall aus Folie, die Sonne brannte auf meinem Rücken. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn. Vorsichtig tastete ich nach dem scharfen Messer, das sich in der Seitentasche meines Hosenbeins verbarg.

Erst jetzt bemerkte ich den Bauern, der die Stäbe des Elektrozauns weiter steckte. Glück muss man haben, jubelte ich. Ich drehte mich einmal im Kreis und musterte die Umgebung, wir schienen allein zu sein. Also kämpfte ich mich weiter durch das hohe Gras auf den polnischen Bauern zu. Als er mich bemerkte, hob er den Kopf und stapfte mir entgegen. Wir trafen uns etwa in der Mitte der Wiese.

»Guten Tag, sprechen Sie Deutsch?«, fragte ich höflich.

Der Bauer nickte eifrig. »Ja, kann ich etwas.« Er war ein schwächlicher Mann mit einer braunen Cordhose, deren Knie sich nach vorn wölbten. Sie wurde gehalten von einem Paar dunkler Hosenträger. Darunter flatterte ein zerschlissenes Hemd. Auf dem Kopf klemmte eine Schiebermütze, die seine Augen fast verdeckte. Die Haut in seinem Gesicht war von der Sonne gegerbt. Die Nase stand schief über einem schmalen Mund, um das Kinn drängten sich graue Stoppeln.

Wir lächelten uns an.

»Ich interessiere mich für den Sendemast«, gab ich vor und deutete mit dem Zeigefinger in den Himmel.

»Ah ja. Das ist großer Turm, was?« Der Bauer lachte.

»Hm, sehr beeindruckend.«

Er lachte wieder. Dann führte er mich von der Weide und auf das Tor zu, vor dem mein Kleinbus stand. Wir stützten uns auf dem Zaun ab und betrachteten die Sendeanlage.

»Sind hier viele Fernsehstationen. Auch deutsche dabei«, erklärte mir der Pole und nickte mehrmals.

Unbekümmert sprach er über die Attraktion seines Heimatdorfes. Kurz drehte ich meinen Kopf nach hinten, überblickte den Zufahrtsweg und ertastete das Messer in meiner Hose.

Dann spürte der Bauer wohl einen heftigen Schmerz im Rücken, denn er schaute mich mit aufgerissenen Augen an. Tapfer

hielt meine Hand den Messergriff umklammert und drehte die Klinge in seinem Körper hin und her, was schnell zu großem Blutverlust führte. Sein Lebenssaft rann ungehindert auf den Boden und versickerte im trockenen Kies. Mit einem tiefen Seufzer wurde er ohnmächtig und sackte in sich zusammen.

Beim Atmen pffte etwas so laut in meiner Brust, dass ich Angst hatte, wegen des Lärms entdeckt zu werden. Für einen kurzen Moment wurde mir schwarz vor Augen, und ich hockte mich auf den Boden direkt neben das dunkelrote Rinnsal. Es vergingen Minuten, in denen ich mich nahezu ohnmächtig fühlte. Eine der Kühe muhte laut, ich erschrak.

Jetzt aber schnell, ermahnte ich mich. Gleich würde es dunkel werden, und die schlimmste Aufgabe stand mir noch bevor. Angewidert betrachtete ich das Blut an meiner Hand. Ich wischte es ins Taschentuch und kämpfte schon wieder gegen die Übelkeit. Meine von Blut und Schweiß verklebten Finger zwängte ich mit Mühe in ein Paar Latexhandschuhe.

Dann schleifte ich den leblosen Bauern hinter ein Gebüsch gleich neben dem Tor. Ich knöpfte ihm das Hemd auf und kauerte mich neben ihn, atmete ein paarmal tief durch. Aus meiner Jackentasche zog ich ein Skalpell und setzte zögernd die Spitze des scharfen Werkzeugs in Höhe des Brustbeins an, Bilder aus Wechselburg kamen mir in den Sinn. Ich schluckte und schloss meine Augen, als ich die Klinge nach unten drückte. Das Skalpell durchbrach mit schmatzendem Geräusch Haut und Knorpel, die Rippen waren im Weg. Schweiß rann mir von der Stirn hinunter in die Augen. Mit dem Ärmel wischte ich die lästigen Tropfen ab. Die Rippen mussten weg, also erhob ich mich stöhnend und schlich zum Wagen. Im Laderaum stand meine Werkzeugkiste bereit. Zurück beim Toten, setzte ich meine Eisensäge an und lauschte auf das Ratschen der stumpfen Zähne, die sich durch die knorpelige Masse arbeiteten. Hin und wieder blieb das Blatt stecken und verkeilte sich. Als die Säge endlich durch war, bog ich die Knochen auseinander und umfasste das noch warme Herz, das gerade erst aufgehört hatte zu schlagen. Geschickt schnitt ich die großen Blutgefäße durch und hob das Organ vorsichtig aus der Brust.